

21. So. n. Tr. und *Gedenktag der Heiligen* – Jer 29, 1-14
Bad Feilnbach, 10.00 Uhr: 1. Nov. 2020

Liebe Gemeinde,

1. Herbert Achternbusch

Es gibt Sätze, die man in jungen Jahren hört und behält. Und die im Laufe des Lebens bedeutsam werden. Irgendwann tauchen sie wieder aus der Erinnerung auf. Und man versteht sie überhaupt erst. Oder sie reichern sich mit Bedeutung an.

Solch ein Spruch ist einer von Herbert Achternbusch, der mich seit meinem Vikariat begleitet:

Diese Gegend hat mich kaputt gemacht, und ich bleibe so lange, bis man ihr das anmerkt.

Vermutlich spricht mich da etwas an, was mir gar nicht so gut gefällt: eine Art Rachebedürfnis, ein Ressentiment: Wenn schon jemand gemein ist, soll er es auch zu spüren bekommen, womöglich selbst leiden.

Es gibt ja solche Gefühle, die sich meist freilich weniger auf eine Gegend, als auf Personen beziehen.

Als Donald Trump, um ein allbekanntes Beispiel anzuführen, an Corona erkrankte, ertappte ich mich bei dem klammheimlichen Gedanken: er möge am eigenen Leib spüren, was Corona bedeutet – vielleicht lenkt ein, denkt an die, die dem Virus ausgeliefert sind. Was bekanntlich wieder einmal ein Irrtum war.

Mir gefällt dieses prophetische Wort von Achternbusch aber auch, weil es mehrdeutig ist. Es enthält immerhin die Möglichkeit, dass es gar nicht so sehr nach Rache ruft, sondern nach Befreiung vom Bösen durch das Gute, wie in dem Wochenspruch dieser Woche: ***Lass dich nicht vom Bösen überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem.*** (Röm 12,21)

Es war wohl in meiner Zeit als Vikar in Wolfratshausen, als ich Achternbusch und seinen Spruch las. Zu dieser Gemeinde gehört auch Ambach am Starnberger See. Und dort gibt es das Wirtshaus

„Fischmeister“ mit dem Biergarten am Seeufer, der dem Schauspieler Sepp Bierbichler gehört.

Eine wunderbare Gegend. Kürzlich war ich mit meiner Frau mal wieder dort, man konnte erstmals, ausgerechnet wegen Corona, direkt am Seeufer sitzen, am privaten Strand, direkt neben dem Bootssteg.

Zu den Freunden von Sepp Bierbichler gehörte früher Herbert Achternbusch, der dort wohl auch zeitweise lebte, als er mit der Schwester Annamirl Bierbichler liiert war. Später allerdings haben sich die Freunde zerstritten.

Hat er also diese schöne Gegend gemeint? Sollte sie kaputt gehen, wie er es von sich empfindet?

Oder meinte er seine niederbayrische Heimat, den Bayrischen Wald, wo er aufwuchs?

Wie auch immer: wie möchte er eigentlich, dass man der Gegend anmerkt, was sie ihm angetan hat? Soll sie gleichsam zur Besinnung kommt und sich bessern?

Das wäre jedenfalls die biblische Version, wie der heutige Predigttext zeigt.

2. Jesus Christus

Naheliegender wäre ja, dass jemand, dem so übel mitgespielt wird, diese Gegend verlässt und den Staub von den Füßen schüttelt – um den Ratschlag aufzugreifen, den Jesus seinen Jüngern gab, wenn sie in eine Stadt kommen, wo sie nicht freundlich aufgenommen werden.

Das ist ja die Alternative: wenn einen etwas, eine Gegend, eine Umwelt, eine Gemeinschaft nicht akzeptiert, nicht annimmt, nicht aufnimmt, dann zuckt man mit der Schulter und geht seiner Wege. Man zieht weiter oder zieht sich zurück, im Notfall in sich selbst.

Aber ist das wirklich der Weg Jesu, trotz des Wortes an die Jünger*innen?

Man könnte versuchsweise den Satz von Achternbusch auch Jesus Christus in den Mund legen:

Diese Welt hat mich kaputt gemacht, und ich bleibe so lange, bis man ihr das anmerkt.

So ist es ja tatsächlich:

Jesus wurde von dieser Gegend kaputt gemacht: von seiner jüdischen Heimat wie von dem römischen Weltreich. Gemeint ist also die damals bekannte maßgebliche Welt.

Doch Jesus will sich nicht rächen, weder an den Juden noch an den Römern, er will die Welt nicht vernichten, sondern verschonen, höchstens sanft verwandeln, ohne Gewalt, durch Erbarmen.

Er ist zwar gestorben und insofern gegangen (worden), aber nach dem biblischen Zeugnis ist er zugleich geblieben – in seinen Nachfolgern, genauer in seinem Geist, den er ihnen zurücklässt.

Er hat die Wahrheit des alten Spruches erlebt:

der Mensch ist des Menschen Wolf.

Doch wollte er ihm seine Wahrheit entgegensetzen:

Der Mensch werde des Menschen Lamm. Nicht zufällig wurde und wird Jesus Christus das Lamm Gottes genannt.

Hat man der Welt inzwischen angemerkt, was sie ihm angetan hat?

3. Jeremia

Und das hat nun offenkundig eine Vorstufe in diesem Brief, den der Prophet Jeremia an seine Landsleute in Babylon schreibt.

Das Volk Israel erlebte gerade eine der größten Katastrophen seiner biblischen Geschichte.

Das babylonische Großreich im 7. Jhdt. v. Chr. erobert das Land und verschleppt die Oberen Zehntausend ins Exil nach Babylon.

Die Israeliten dort fühlen sich ausgesetzt in ein feindliches Land, fern der Heimat.

Und ihr ganzes Bestreben geht naturgemäß dahin, wieder zurück, nach Hause zu kommen. Sie wollen sich doch nicht auf dieses fremde Land einlassen, seine Gebräuche, seine Religion, seine politische und rechtliche Ordnung. Sie lehnen das doch alles vehement ab, wollen, so weit es irgend geht, ihrer Herkunft und Tradition treu bleiben, ihre Identität bewahren.

Das Überraschende ist nun, dass der Prophet ihnen nicht verspricht, sie würden bald wieder nach Hause kommen, bald heimkehren in ihr

Vaterland. Er fordert sie nicht auf, nur Geduld zu haben, die Hoffnung nicht aufzugeben, er schürt ihr Heimweh nicht.

Sondern:

Suchet der (wohlgemerkt: fremden, feindlichen) Stadt Bestes, dahin ich euch habe wegführen lassen, und betet für sie zum Herrn; denn wenn's ihr wohl geht, so geht's auch euch wohl.

Er bindet ihr Schicksal an das Schicksal der fremden und feindlichen Umgebung.

Damit ist eine Alternative zu naheliegenden Rachegeleüsten aufgestellt.

Und das erreicht der Prophet damit, dass er die Verantwortung für die Katastrophe von den Babyloniern weg nimmt.

Einerseits dadurch, dass er betont, das Volk Israel trage selbst die Schuld an diesem Unglück.

Andererseits dadurch, dass er die Verantwortung für die Strafaktion von dem fremden Volk wegnimmt und sie – Gott zuweist.

Nicht so sehr Nebukadnezar habe sie weggeführt, als Gott selbst.

So wird die Wut und der Hass von den menschlichen Politikern weg auf Gott gelenkt. Mit ihm müssen sich die Israeliten auseinandersetzen.

4. Die Menschheit

Ist das auch uns noch eine Lehre in Zeiten von Corona?

Auch da kann man natürlich irdische und menschliche Schuldige finden. Wir kommen den noch übrigen Wildtieren in der freien Natur zu nahe, wenn wir solche essen, die diese und noch gefährlichere Viren in sich tragen. Wenn sie die dann auf uns übertragen, sind wir selbst schuld.

Uns so entsteht eine Pandemie, die jetzt allerdings nicht nur ein Volk, sondern alle Völker betrifft, und darin jeden einzelnen.

Die Versuchung ist, dass wir uns jeweils auf uns zurückziehen, auf unsere Gegend, auf unser Land, unsere Nation.

Neben uns die Sintflut sozusagen.

Doch erleben wir, wir sitzen alle in einem Boot und sind alle seekrank, wie G.K. Chesterton meinte. (Nebenbei: die Tier gehören mit in die Arche.)

Das alles ist schrecklich genug. Und natürlich hoffen wir, dass das so schnell wie möglich vorüber geht. Doch so schnell wird das nicht vorbeigehen.

Um so erschrockener, verblüffter sind wir, wenn wir hören, dass der Prophet zwar eine bessere Zukunft verheißt – aber erst in 70 Jahren, also dann, wenn alle jetzt Lebenden schon tot sind. Das Volk Gottes soll sich also erst einmal einrichten in diesem Dauerzustand.

Aber so, dass es seine Haltung der fremden, feindlichen Welt gegenüber radikal verändert.

Noch einmal mit Achternbuschs Spruch:
Die Israeliten sollen im Exil bleiben, bis man dieser Gegend positiv anmerkt, was sie angerichtet hat.

Keine Rache also, sondern im Gegenteil: Versöhnung, Verwandlung von Fremden in Hausgenossen, von Feinden in Angehörige und Freunde.

Und das bedeutet schließlich auch: sie dereinst werden anders in ihre Heimat zurückkehren, als sie weggegangen sind. Es wird nicht alles wie vorher sein. Sie werden ihr Exil mit nach Hause nehmen, ein anderes Verhältnis zu diesem fremden Land und Reich haben.

Ob wir das durch Corona auch lernen werden? Ob wir uns wieder auf uns zurückziehen, neben uns die Sintflut, Deutschland zuerst oder Bayern zuerst oder die Industrie zuerst oder die Kulturindustrie wenn nicht zuerst, so doch auch nicht zuletzt usw.?

Das steht noch dahin, das wird sich zeigen. Aber den Maßstab kennen wir:

Daran, wie es den anderen geht, bemisst sich letztlich, wie es uns gut geht.

Daran bemisst sich aber auch, wie wir diese Welt als unser Exil annehmen.

Dass es Religion gibt, welche auch immer, ist ja auch der Erfahrung geschuldet, dass wir nicht ganz hineinpassen in diese Welt, schon gar nicht in die Natur, der wir offenbar gleichgültig sind.

Ob wir sie allmählich zerstören – natürlich in dem Bewusstsein, das sei zu ihrem und unserem Besten – weil wir unbewusst uns an ihr rächen für das, was sie uns antut?

Ein Teil von uns fühlt sich wohl doch wie Israel im Exil. Wir wollen wieder nach Hause, wo immer das ist.

Können wir von Jeremia lernen, hier bleiben zu wollen, so zwar, dass es uns gut geht, wenn es der Welt gut geht?

6 Gott

Ich gebe dem noch eine letzte, spirituelle, Wendung.

Angesichts von Corona stellt sich die alte Frage neu, inwiefern all das, was wir Menschen – und zwar nicht nur wir, sondern auch alle anderen – erleben und erleiden, ob das irgend mit Gott zu tun hat.

Wir kommen aus Gott und kehren zu Gott zurück wie das Volk Israel aus seinem gelobten Land in die Fremde geführt wird und dann, viel später erst, wieder zurück kehrt.

Was Jeremia lehrt, das hat insofern allgemeine, sozusagen kosmische Bedeutung.

Max Scheler fragt einmal: wofür lebt man als Mensch eigentlich?

Und er betont:

Als Mensch lebe ich auch, aber nicht nur für mich, für mein Glück, meine Zufriedenheit.

Ich lebe auch, aber nicht nur für die Menschen, die zu mir gehören.

Ich lebe auch, aber nicht nur für mein Land.

Ich lebe auch, aber nicht nur für die Zukunft der Menschheit.

Vielmehr:

ich lebe auch für Gott.

Aber Scheler setzt noch eines drauf.

Ich lebe auch, aber nicht nur, damit ich Gott gefalle.

Es geht nicht nur darum, dass ich für meine ewige Seligkeit Sorge, indem ich versuche, den Willen Gottes zu erfüllen. Gott, so Scheler, ist doch kein Lehrer, der unsere Leistungen mit Noten bewertet, der beurteilt, wie sehr wir seine Anordnungen befolgen.

Ein Gott, der nur will, dass wir ihm gefallen, gefällt und genügt Scheler so sagt er gegen Ende seines Lebens, nicht mehr.

Da wären wir bei dem Spruch für den 21. Sonntag nach Trinitatis: wir sollen das Böse mit Gutem überwinden. Das ist nicht wenig, das ist viel – aber ist es alles?

Scheler betont – und man könnte das auf den zweiten Spruch für heute beziehen, der mit Allerheiligen zu tun hat: und da haben wir Protestanten manchmal einen blinden Fleck.

Wenn wir *Mitbürger der Heiligen und Gottes Hausgenossen* sind, dann heißt das: unser Schicksal beeinflusst das Leben und das Schicksal Gottes selbst. Auch er hat eine Lebensgeschichte.

Gott ist nicht der ewig in sich selbst ruhende und gleichbleibende Gott, für den das, was wir tun und lassen, was wir erleben und erleiden, keine Rolle spielt.

Noch wenn man sagt, Gott liebt uns bedingungslos, ohne auf unsere Werke zu schauen, wie die Reformation es betonte, hat das einen verzweifelten Beigeschmack:

Dann kann ich machen was ich will, für Gott spielt es ohnehin keine Rolle.

Der Kampf gegen die sog. guten Werke droht all das, was wir tun und lassen, was wir erleiden und anderen tun, irrelevant zu machen. Das sollte entlasten, aber es belastet mit Sinnlosigkeit – gegen die dann wiederum neue Mittel gefunden werden mussten.

Wie immer beides – in und durch Gott – zusammen geht: nicht nur unsere Werke, sondern unser Sein ist für Gott selbst wesentlich, wie auch immer.

Wir haben Anteil an Gottes Selbstverwirklichung in der Geschichte. Wir sind auch insofern wichtig für Gott, als wir zu Gottes Selbstverwirklichung und Selbstverleiblichung gehören.

Gott ist, spätestens in Jesus Christus, eingegangen in sein eigenes Exil, in die ihm fremd gewordene Welt. Und er wird anders in und zu

sich zurückkehren aus der Weltgeschichte, zusammen mit seinen Geschöpfen, den Wildtieren wie auch uns.

Und das wird man nicht nur der Welt, sondern auch Gott selbst anmerken.

7. Ernst Bloch

Im Gesangbuch steht nach dem Lied *Ich steht vor dir mit leeren Händen, Herr*, das wir heute singen, noch ein Spruch, der mich seit der Jugend begleitet. Ich hatte ihn immer auf uns Menschen, auch auf mich, bezogen. Nun begreife ich allmählich – ob Bloch selbst das mit im Blick hatte? – dass es auch ein Wort ist, das Gott selbst durch den Mund eines Propheten zu uns sagen könnte (EG S. 695):

Ich bin. Aber ich habe mich nicht. Darum werden wir erst.

So leer sind unsere Hände vor Gott also gar nicht.
Das hilft wohl nicht besonders in dieser Krise. Aber es mag trösten.

Amen